

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 38

Artikel: Babette, die seltsame Magd
Autor: Keller, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644064>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

abgelegt und greift zu vollen Binseln, betont die Fläche als die Trägerin des Körperlichen (Bildnis von Lind). E. Cardinaux bietet diesmal nichts Neues. Auf die eleganten und guterdachten Wanddecorationen im „Buben-berg“—Rino sei hier noch hingewiesen.

Gehen wir noch in die hintersten Räume zu E. Prochaskas warmen, gutgebauten Landschaften und zu E. Kreidolfs lieben Blumen- und Märchenbildern; seine „Bergpredigt“ und seine „Versuchung“ indessen verdienten mehr als ein Säzchen. Ad. Tisches koloristisch schönen Landschaften möchten wir bessere Hängeflächen wünschen. Frik Pauli, der Radierer, hat es auf die Kunsthistoriker abgesehen. Sie sind ihm im Hinblick auf gewisse Unmöglichkeiten auch nötig.

Der Rückweg führt uns weiter an erfreulich schönen Wänden vorbei: A. und D. Vivian, E. Toggweiler, J. Riard, W. Reber, E. Geiger, E. Henziroß, Fr. Hopf, S. Widmer und A. Daepf seien mit Dank verzeichnet.

Es sei zum Schluß noch einmal betont, daß der Gesamteindruck der Ausstellung ein durchaus erfreulicher ist; dies vermöge der geschickten, in allen Einzelheiten durchdachten Anlage. Wir können uns keiner Veranstaltung dieser Art auf Berner Boden erinnern, die uns einen derart einheitlichen und wohlhabgerundeten Eindruck hinterlassen hätte. Den Berner Künstlern sei zu diesem Erfolg herzlich gratuliert, und den Lesern unseres Blattes sei der Besuch der Ausstellung, sofern er nicht schon ausgeführt ist, dringlich und warm ans Herz gelegt. H. B.

Babette, die feltfame Magd.

Von Walter Keller.

Obwohl Babette also den ganzen Vormittag vor lauter Geister-, Traum- und Lotteriegedanken keine Arbeit vor sich brachte und den Lohn nicht verdiente, den man ihr gab, so mochten wir sie doch gut leiden, weil wir Kinder alle Tage unseren Spaß mit ihr hatten.

Die gute Babette hatte zu ihrer übrigen Schönheit noch Plattfüße und stolperte leicht. So fiel sie einmal, als sie das Essen hereinbringen sollte, der Länge nach ins Zimmer herein und warf die Platten vor sich her. Da rief sie schnell in einem fort: „Scherben bringen Glück, Monsieur, Scherben bringen Glück“ und suchte damit des Vaters Zorn zu besänftigen.

Ein andermal ließ sie eine Anzahl Kristallgläser fallen und als die Mutter sagte: „Ja, Babette, was machen Sie da wieder für Sachen? Auf diese Weise habe ich bald keine Gläser mehr“, da antwortete sie: „Seiens nicht böß, Madame, seiens nur froh, daß i Scherben mach', denn wissens, Scherben bringen Glück und solch schönes Kristallglas bringt noch viel mehr Glück als gewöhnliches Geschirr oder Porzellan.“

Ging ihr sonst etwas in die Brüche, so wußte sie gleich als Entschuldigung den Trostspruch: „Und wenn au d'Kach de Vogel frißt, so ham wer doch no d'Federe.“

Hatte sie etwas verloren, so betete sie zum heiligen Antonius, daß er ihr das Verlorene finden helfe und stiftete ein Geldstück für die Armen.

Uns Kindern wußte sie manches Lustige zu erzählen. Einiges ist mir noch in Erinnerung geblieben. Sie behauptete nämlich, sie könne auch Französisch. Es sei einmal ein Franzose durch ihr Dorf gegangen. Der sah einen Hahn auf einer Wagendeichsel sitzen. Da habe der Franzmann zu ihr gesagt: „Sehen du, dieses Hühneboß spassier auf die Wageswanz!“

Ferner erzählte Babette folgendes:

Eine reiche Müllersfrau hatte drei dumme Töchter und hätte diese drei gern an den Mann gebracht, sie hatten aber alle drei den Zungenschlag. Da kam ein junger Müllerssohn, der dachte: „Das wäre für mich eine gute Partie.“

Darauf gab die Mutter den drei Töchtern Anweisungen, wie sie sich zu verhalten hätten. Sie durften sich zunächst nicht sehen lassen. Erst wenn sie ihnen rufe, sollten sie kommen. Sie sollten unterdessen den Kaffee machen, um ihn nachher dem Gast aufzustellen.

Nach einer Weile öffnete die erste den Türspalt und rief in die Stube hinein: „Muete, Watte düü.“ (Mutter, das Wasser siedet). Darauf rief die zweite: „Au, du häßschwächt; 's isch nö mor, Muete, Watte tröddelet blod.“ (Au, du hast geschwächt, es ist nicht wahr, Mutter, das Wasser sötterlet bloß.) Schließlich rief die dritte, die hätte sollen verlobt werden: „Ube i bi plo, dat i nüü deit ha.“ (Aber ich bin froh, daß ich nichts gesagt habe.)

Auf dieses hin nahm der Freier seinen Hut, verabschiedete sich und kam nicht wieder. —

Bei jeder Gelegenheit wußte Babette einen Spruch anzubringen. Am Mittag pflegte sie zu sagen: „Am zwelfe wird gessen, sei's kocht oder net.“ Einstmals trug sie Fische auf. Da zapfte sie mich am Ärmel und sprach: „Kennst du das Sprüchlein:

Karpfen ist ein gutes Essen,
Doch hab' ich noch nie gegessen;
Aber meines Vaters Bruders Sohn,
Der hat neben einem Mann gefessen,
Der hat gesehen Karpfen essen.“

Damit machte sie einen Krachfuß und ging wieder in die Küche.

Wollte die Mutter selber kochen, so schob Babette wie eine Breme in einer Laterne herzu, stemmte die Arme in die Hüften und erklärte: „I bin d'Röchin! I bin d'Röchin!“ Sie hatte, als sie sich zum Dienst anmeldete, wunder was über ihre Röchinstüfte berichtet. So oft ihr aber das Kochen allein überlassen wurde, so war es entweder angebrannt oder sie machte es sonst schlecht, sodaß man es den Hühnern und Gänßen geben mußte. Darum nannten wir Kinder die Babette scherzweise nur noch die „I bin d'Röchin, d'Gänse-Röchin.“

Wenn das Feuer im Herd nicht brennen wollte und das Wetter den Rauch im Kamin herabdrückte, so sagte sie: „S'ist ein Geist im Herd, der lecht mir immer mei Feier aus. Heit koch i net“, und ließ alles stehen. Da konnte man essen, was da war.

Einmal waren mit etwas dürem Laub und Ästen, die man im Herd verbrannte, ein paar frisch gefallene Roßkastanien ins Feuer geraten. Wie nun Babette an nichts dachte, gab es auf einmal einen lauten Knall, schrump — jagte es das Herdtürchen auf, die Kastanien schossen in die Küche heraus, hüpfen pfusend und zischend wie Feuer-teufelchen oder Frösche auf dem Boden umher und gerieten der Babette an die Füße. Da sprang sie schreiend in die Höhe und im Galopp zur Küche hinaus, indem sie die Tür hinter sich zuschlechte.

Aber, o Schreden, in der Eile blieb sie mit einem Rockzipfel an der Tür hängen und schrie, als ob sie am Messer steckte: „Jessas, Jessas, ein Geist, ein Geist, er will mich erwürgen!“ bis die Mutter sie aus der mißlichen Lage befreite. Diesen Morgen aber wollte sie nicht mehr in die Küche hinein, bis das Feuer im Herd ausgegangen sei. „I hab's ja wohl glagt, gnädige Frau, es seien Geister im Herd drin; man kann heit nit anfeiern!“, schluchzte sie, immer noch vor Schreden zitternd.

Gretchen und ich hatten uns diesen Spaß wohl gemerkt und wenn Babette es nicht sah oder nicht in der Küche war, so schlüch wir heimlich zum Herd und warfen Roßkastanien ins Feuer, so daß es eine Weile später darin anfing zu knattern und zu krachen, wie in der Vorhölle, wodurch es der abergläubischen Magd neuerdings ganz wind und weh zu Mute wurde.

Freilich wurde Babette in ihrer Geisterfurcht bestärkt durch folgende Erscheinung: Jeden Mittag, wenn wir am Essen saßen und die Eltern redeten — wir Kinder hatten

ruhig zu sitzen und uns nicht ins Gespräch zu mischen — oder wenn es ganz stille war, da gab es plötzlich in einem Glaschrank, der im Wohnzimmer stand, ein lautes Krachen, das sich oft noch einmal oder zweimal wiederholte. „Haben Sie's gehört, gnäd'ge Frau?“ sagte dann Babette, „'s ist ein Geist im Kasten, der macht sich bemerkbar, hu!“ und damit rannte sie ganz bleich vor Angst wieder in die Küche hinaus.

Draußen erzählte sie der Mutter, sie sei jetzt ganz gewiß, daß es Gespenster gebe in diesem Haus. Das hätte sie schon in den ersten Tagen gemerkt, aber damals noch nichts davon gesagt.

Sie hatte ihr Stübchen nämlich oben in einem Turmzimmerchen, dessen Außenwand ganz von altem Ephen umrankt war. Sie könne — fuhr sie fort — bei geschlossenen Fenstern nicht schlafen und lasse darum nachts das Fenster offen. Und schon in der zweiten Nacht hätte sie ein schreckliches Erlebnis gehabt. Als sie schlief, sei ihr ein Gespenst wie mit einer Hand über das Gesicht gefahren oder habe sie angehaucht, denn sie habe deutlich den Luftzug verspürt. Da sei sie aufgestanden, habe ein Licht angezündet und habe nachgesehen, ob nicht ein Mann im Kleiderkasten, unter dem Bett oder hinter dem Vorhang sich versteckt halte. Sie hätte aber nichts gefunden, eine Zeitlang das Licht brennen lassen und dann wieder ausgelöscht und sich in den Kleidern zu Bett gelegt. Nach einer Weile hörte sie wieder etwas sich im Zimmer bewegen und verspürte einen Luftzug über dem Kopf. Darnach hätte sie bis zum Morgen vor Angst nicht mehr geschlafen und sich schlotternd unter die Bettdecke versteckt. Es sei ein Gespenst da, das lasse sie sich nicht ausreden.

Die Mutter mußte lachen und sagte: „Auch zu uns sind schon große Nachtfalter oder Fledermäuse oder ein Totenkopfschmetterling ins Schlafzimmer gekommen und ich wette, es ist eine Fledermaus gewesen, die tagsüber im Ephen sich aufhält und nachts im Zimmer umherfliegt.“ „Hu, ein Totenkopfschmetterling!“ rief Babette zitternd und war erst recht nicht mehr von ihrer Gespensterfurcht abzubringen.

Schließlich wurde ihre Angst so groß, daß sie nicht einmal mehr Holz im Schopf holen wollte. „Jetzt hol i keine Stauden mehr, soll Keiser holen wer will. Immer, wenn i da hinunter in Holzschopf muß, schauen mir zwei feirige Geisteraugen ins Gesicht. Des ist mir zu gefehrlisch und mit Geistern will i nix zu tun haben.“ Dabei fror und zitterte sie allemal ganz vor Angst. Wir Kinder wußten aber, daß es die Raze war, die sich gern dort unten auf dem Holz aufhielt.

Als nun im Spätherbst die Krähen in immer dichteren Scharen auf den Wiesen umherflogen, sagte Babette: „Seß bleib i nit mehr länger da, denn wenn diese Krähen nit fortgehen, gib's nichts als Unheil.“

Und dieses Unheil brach auch richtig über Babette herein, ohne daß wir daran dachten.

Einige Tage später mußte sie nämlich aus dem unheimlichen Kasten im Estrich, worin das Totengerippe sich befand, irgend etwas herabholen. Die Mutter selbst dachte im Augenblick nicht mehr an das Skelett.

Da kam denn die gute Babette wie ein Sturmwind vom Dachboden herabgesaust und schrie ganz bleich vor Schrecken: „Du allmächtiger Strohsack, jek hab i bei helllichtem Tag das ferkchterliche Schloßgespenst gesehen. Jetzt halt is hier nimmer aus. Verzeihen's, Madame, i pad mei Koffer und geh noch heit.“

Und richtig, eine Stunde nach diesem Vorfall hatte sie ihre sieben Sachen gepackt und nahm den Finkenstreich.

Deppis vo mir und vo mym Schäkeli.

Am 23. Septämber bi-n-i de scho-n-es halbs Jahr-hundert auf där ghogerige Wält dasumegwaiafschert. „I däm Alter sött me de doch ase über d'Schäkeli zyt übere

ly!“ wärde vil Lüt säge, wo d'Ueberschrift vo mym Gschrib-nige läse. „Lueget, es isch halt nid jede Mönstsch glych wie der ander, und bi mir isch es jik eifach halt einisch e so, daß i nid über die Zyt überechume. Troß de graue Haar, wo-n-i nid cha ablügne, isch mys Härz halt geng no so jung, wie mys Schäkeli isch. Wenn-n-ech jik e chly öppis vo-n-ihm erzelle, so begriffe dr de villicht o, warum i geng no a-n-ihm hange und warum ig's mueß gän ha, o denn no, wenn i so alt sött wärde wie der Metusaläm. Lueget, mys Schäkeli het Bäckeli wie-n-es Suurgrauedöpfeli, wo uf der Sunnigte gwachse-n-isch, und Duge het's wie Schpiezermiseli, wo us em Loubwärdh use uf e blaue See abeluege. Es Tschüpli het's wie vo lutter fyne Guldfäde. So zart wie-n-es Merzevefeli isch sy Gischalt. E Gang het's so sittig wie-n-e Morgesunneschtrahl, wo dür-n-es Waldwägli geit. Es het es weichs Härz und cha briegge wie-n-es Chlyes, däm me ds Müetti i ds Grebli g'leit het; aber o plouder e cha's wie-n-es Bächli, wo über Sachtod und Sächte gümperlet. Und ercht gule cha's, es wird eim fei e chly warm under der Chutte! Depe e chly öpper us-zäpfle cha's o; aber mi cha-n-ihms nid übel uslege.

Mängisch gseh-n-igs mänge Tag nid und de plaget mi d'Längziti. Es isch de mängisch, wie wenn's mi g'schürti. Gange-n-i am Morge gäge der Schtadt zu, chunt's hinder mene Boum vüre und macht es Gischli wie sibe Tag Sunneschyn, git mer gleitig es Müntschli und nimmt mi bi der Hand. Z'erscht seit's nid mängs Wort. Na-di-na touet's de uf und de brichtet's mer de allergattig Sache: Vom Näbelbölima, wo dür ds Sunnemüetti i ds Möösl abebäset wird, vom Lou uf de Matte, wo eim der Himmel und d'Wält schpiegelt, vo de Blüemli, wo erwache, vom Tscholterli, vom Beji, vom Schnäggl und Güegli, wo enander Bishte mache, vom Möisi und Finkli, wo der Wachtig zueheltedle. — I loufe näbe-n-ihm hne und cha nid gnue lose und luege, bis es de ungsinnet seit: „Jik bhüet di Gott!“ Furt isch es wie ne Wätterleisch. Mängisch, wenn i vo der Schtadt gäge heizue gange, chunt's hinder mene Loubepfyer vüre und seit: „I ha uf di g'wartet! I chume wider einisch gän mit dr dür d'Schtadt z'dürab. Es git mäng's z'luege, wenn d'Väde-n-offe sy und allergattig Lüt dasumefahre!“ De isch es de geng e chly wie ab em Seil. „Ch, lue dert dä Pföfeler i syne große Holzböde, wo no fascht eine drinne Plaz hätt! Lueg, wie-n-er schillvergnüegt vor de Montere die guete Sache agluschet! Und lueg dert dä Tschzer, wie-n-er sech im Verstecke i de Glaschhybe schpiegelt, ds Schnöuzli drädelet und ds Naselümpli im Chuttetäschli z'wägtshöuderlet! Und lueg dert das Frouezimmer, wie's ynberlet und zäberlet! Es trohlet fascht über sy egeti Dummheit übere. Wie chame o so verhärschet sy und ds Gisch mit Farb aschtriche, der Tsh so i-n-es Tschbei- oder Tschütteli vnezwänge und die halbblutte Bei in Winter dem Wätter usseke, wähet-däm me im Summer obe-n-y fascht im Belzwärdh erworget!“

No mängs derartig weiß es mer z'brichte dür d'Schtadt z'dürab.

Am gänrschte chunt mys Schäkeli a mene Abe zue mer z'Vishte, wenn's duffe und im Hus rüfig isch und d'Schtärnli i d'Schtube hne glühele. Aber o wenn's chuttet dür ds Chemi ab und's um d'Husegge ume pfist, laht äs sech's nid näh, e chly zu mer z'cho. Da dükelet's zur Türe-n-y, nimmt mi a ne-n-Urfel und je drna wie's ufgleit isch, fah't's öppis Lufchtigs afah z'erzelle, oder de brichtet's mer de vo öppijem, wo ihn's duuret het. A derige Abede bi-n-ig de ganz gnoh vo mym Schäkeli und d'Zyt geit im Schnus verbn, bis de undereinisch e Schtium us der Näbeschtube wie us em Schlaf seit: „Es isch doch nadisch es ewigs Ufghöck mit dir, der Schlaf tät dr o guet!“

De schtröhlet mer mys Schäkeli öppe no es paar-mal d'Wade und geit de, so Inseli wie's cho isch, wider furt. „Uf Widerluege, mys Schäkeli!“ säge-n-i de geng.